

Einleitung

Im Zentrum dieser Arbeit steht die sogenannte *Österreichische Chronik von den 95 Herrschaften* des Leopold von Wien¹, die dieser Ende des 14. Jahrhunderts in der Volkssprache und Prosa für Herzog Albrecht III. verfasste [§ 4, 2; § 425–426, 216 f.; zur Zitierweise s. u.]. Ihre Merkwürdigkeit besteht in einer 95 Fürsten zählenden, zu einem großen Teil fiktiven Sukzessionsreihe, mit der der Verfasser die Österreichische Geschichte von der biblischen Patriarchenzeit bis in seine Gegenwart heraufführt. Diese Reihe wird mit einer kompilatorischen Kaiser-Papstgeschichte im klassischen, weltchronistischen Gewand synchronisiert. Dieser parallelen Rahmengeschichte liegt die deutsche Übersetzung eines im Spätmittelalter weit verbreiteten Geschichtskompendiums, den sog. *Flores temporum*² zugrunde, in die die Fabelfürsten implementiert wurden und um Auszüge aus Jansen Enikels Fürstenbuch und der „Steierischen Reimchronik“ Ottokar von der Geuls (im Folgenden nur noch zitiert mit Versangabe)³, sowie einiger kleinerer, die Österreichische Geschichte behandelnde Chroniken ergänzt und vom Verfasser, wo er über seine Gegenwart schreibt, selbständig bis auf Herzog Albrecht III. und dessen Sohn Albrecht IV. fortgeführt wurde. Auf die Quellenkompilation im einzelnen, ihre Funktion wie Strategie, wird noch genauer einzugehen sein. Grundsätzlich bedingt diese Kompilationstechnik einen sehr komplexen und gleichzeitig hoch verdichteten Text, dessen Eigentümlichkeiten seiner Lesbarkeit nicht unbedingt dienlich sind. Angesichts der Überlieferung in mehr als 80 teilweise illuminierten Handschriften, Bearbeitungen⁴ und einer erheblichen Rezeption⁵ fragt man sich unwillkürlich: Wie

¹ Österreichische Chronik von den 95 Herrschaften. Hg. von Joseph Seemüller (= MGH Deutsche Chroniken 6). Unv. Nachdruck der Ausg. von 1906–1909. München 1980. Im Folgenden zitiert als „Ed. Seemüller“.

² Teilw. (ab dem Jahr 711) ediert in: Holder-Egger, MG SS 24, 1879, 226–250. Vollständig, aber fehlerhaft ediert in: Johann Georg Eccard: *Corpus Historicum Medii Aevi* Bd. I, Sp. 1551 ff. 1723. Ebenfalls fehlerhaft in: Johann Georg Meuschen: *Hermannii Gygantis ordinis fratrum Minorum Flores temporum seu Chronicon Universale ab O.C. ad annum Christi 1349 et abhinc ad annum 1513 continuatum a Michaelae Eysenhardt presbytero Erythropolitano*. 1743 (bzw. 2. Aufl. von 1750).

³ Ottokars Österreichische Reimchronik. Nach den Abschriften Franz Lichtensteins hg. von Joseph Seemüller (= MGH Deutsche Chroniken 5,1–2). Unv. Nachdruck der 1890–1893 erschienenen Ausg. München 1980.

⁴ Verz. und beschrieben in Ed. Seemüller I–CCXXXV; weitere in ZUMKELLER 1966, 404 ff.

Einleitung

konnte es zu so einem historiographischen Unfall kommen und wieso war er allem Anschein nach auch noch so beliebt?

Eine grundlegende Schwierigkeit ist dabei die Unterscheidung zwischen Eigengeschichte (bzw. intentionaler Geschichte) einer bestimmten Institution einerseits und dem, was man die objektive Historie nennen könnte andererseits. Im vorliegenden Fall ist diese Unterscheidung aber besonders wichtig, da die Unglaubwürdigkeit der Fabelfürsten dem modernen Leser nahelegt, das Werk als schrullige Absonderlichkeit mittelalterlicher Gelehrsamkeit abzutun, die einzig deren Insuffizienz belege. Dagegen spricht aber nicht nur die weite Verbreitung der *Chronik von den 95 Herrschaften*. Tatsächlich gibt es zahlreiche weitere volkssprachliche Beispiele für mehr oder weniger fiktive Urgeschichten im Korsett „realhistorischer“ Kontexte seit 1300 – und zwar besonders aus den erstarkenden Territorien und Städten, die ihre wachsende Macht aus der Vergangenheit heraus gegenüber den ihnen übergeordneten Institutionen zu legitimieren suchen⁶.

Eine solche intentionale Zurichtung der Geschichte auf das historiographische Subjekt selbst wird in dieser Arbeit „Eigengeschichte“ genannt. Der Versuch des Menschen, seine Gegenwart aus der Vergangenheit heraus erklären und sinnvoll machen zu wollen, ist eine anthropologische Konstante durch alle Epochen und Kulturen. Wie diese Versuche sich konkret gestalteten, ist aber Ausdruck einer ganz bestimmten, vergangenen, „eigenen“ Gegenwart. Diese ist es letztlich, die bei der Untersuchung eines historiographischen Werkes im Zentrum des Interesses steht. Wie diese Gegenwart aussah, was geschichtlich legitimiert werden sollte, lässt sich jedoch nur aus der Situation des historischen Subjekts, seiner Wandelbarkeit und Gewordenheit ablesen. Um Historiographie zu betrachten, ist also eine Außenperspektive nötig, die gerade die Veränderungen, Brüche und Diskontinuitäten des historischen Subjekts in den Blick nimmt, die es selbst historiographisch zu verschleiern bestrebt ist. Auf diese Weise kann der untersuchte Gegenstand, wo es die erhaltenen Quellen gestatten, objektiviert werden. Allerdings muss angemerkt werden, dass auch eine Untersuchung von mittelalterlicher Historiographie nicht frei davon ist, selbst Eigengeschichte zu schreiben. Das geschieht logischer Weise immer dort, wo Vergangenheit und Gegenwart miteinander in Beziehung gesetzt werden und sei es über die abstrakte Formel, dass der Mensch grundsätzlich, also auch gegenwärtig ein geschichtliches Wesen sei.⁷

⁵ Siehe dazu Kap. IV.

⁶ Vgl. KLEIN 2003; ALI 1985; BRINCKEN 1987b; BRINCKEN 2000; BARNES 1993; SCHMIDT 1958.

⁷ Dazu u.a. SCHNEIDMÜLLER 2006.

Einleitung

Eigengeschichten⁸ setzen ein historisches Subjekt voraus, das die Vergangenheit unter dem Blickwinkel von Stabilität, Kontinuität und Dauer seiner Identität über die Wechselfälle der Zeit hin inszeniert.⁹ Das historische Subjekt schreibt also die (Welt-)Geschichte mit bestimmten (meist legitimatorischen) Absichten auf seine eigene Gegenwart hin.¹⁰ In dieser Hinsicht ist Historiographie subjektiv und auch fiktional (s. u.). Ein historisches Subjekt braucht keine einzelne Person zu sein. Besonders mittelalterliche Institutionen wie die werdenden Territorien sind Eigengeschichte schreibende Subjekte gewesen.¹¹ Eigengeschichte hat dabei immer die Intention, die Gültigkeit und Legitimation der Gegenwart als „von Anfang an gegeben“ über alle Zeiten hinweg zu beglaubigen.¹² Dies gilt auch für den untersuchten Fall. Dabei ist ein Anschwellen der Produktion solcher Eigengeschichten stets in Zeiten des Umbruchs zu beobachten, in denen sich neue Institutionen bilden oder – wie im späten Mittelalter – Machtverhältnisse und Hierarchien verschieben, die Verhältnisse der Gegenwart also eigentlich prekär sind und gegen wie auch immer geartete Infragestellungen abgesichert werden müssen. Betrachtet man diese intentionale Konstruktion von Historie im späten Mittelalter, liegt es auf der Hand, dass sie nur dann verständlich wird, wenn man die besonderen Umstände berücksichtigt, die ihre Anfertigung motiviert haben.

Dass solche Eigengeschichten mit der Historie „kreativ“ umgehen, kann also nicht überraschen. Erstaunlich an der *Chronik von den 95 Herrschaften* ist aber die eigenartige Machart der Vermischung von gesicherten Wissensbeständen und reiner Fiktion. Sie hat anscheinend Methode:

Soweit es um die Weltgeschichte geht, nutzt Leopold eine etablierte und weit verbreitete Weltchronik, eben die *flores temporum*. Er tut dies mit der Absicht, neben ihrem Stoff ihre Reputation für seine Bearbeitung zu vereinnahmen. Aber das erklärt nicht, weshalb diese Weltchroniken, zumeist spröde und reizlose Aufzählungen von Daten und Fakten, zu Standardwissen werden konnten. Die meisten von ihnen folgen dem einfachen Schema der Aufzählung von Personen und Ereignissen, die sie ohne jeden auslegenden „Sinn“, also ohne jede Argumentation, die über die simple Chronologie hinausgeht, notieren. Der Text als solcher ist als Liste ohne weiteres verständlich, doch bleibt er

⁸ Zum Begriff genauer Kap. II.4.3

⁹ Zu diesem Komplex sind unzählige Titel erschienen. Ich beziehe mich auf BAUMGARTNER 1997; SCHWIETRING 2005; BAUER 1965.

¹⁰ Besonders deutlich zeigt sich das bei den verbreiteten Städtchroniken. Vgl. SCHMIDT 1958.

¹¹ Vgl. Anm. 6. Daneben sind die Bettelorden zu nennen. Vgl. dazu KASTNER 1974; ELM 1974.

¹² Vgl. SCHWIETRING 2005, 359 ff.

Einleitung

für den Leser leer und bedeutungslos, hat keine erkennbare „Pointe“.¹³ Das Erkenntnisinteresse an spätmittelalterlichen Weltchroniken besteht also nicht in ihrer historiographischen Brillanz. Die sich aus dem großen zeitlichen Abstand bis zu unserer Gegenwart ergebende Alterität, aus der man den spezifischen Kontext nur mühsam und bruchstückhaft rekonstruieren kann, erzeugt den Eindruck der „Stupidität“ vieler mittelalterlicher Texte. Sie sind in hohem Maße von ihrem geistesgeschichtlichen Kontext abhängig gewesen, und sie – soweit heute überhaupt möglich – wieder in diesen zu rücken, muss Aufgabe einer Untersuchung wie der vorliegenden sein.

Bei Leopolds Fabelfürstenreihe handelt es sich um einen äußerst bemerkenswerten Fall von intentionaler Geschichtskonstruktion, da die Fiktion einen künstlerisch-schöpferischen, d. h. ganz bewussten, manipulativen Akt voraussetzt, der sich von der gängigen kompilatorischen Methode mittelalterlicher (Eigen-)Geschichtsschreibung deutlich unterscheidet. Dies fällt um so mehr ins Auge, als er ja in den der Fiktion direkt benachbarten „realhistorischen“ Teilen ausgesprochen schulmäßig vorging, sich über die „korrekten“ Methoden also durchaus im Klaren gewesen sein muss. Leopold hat also fiktionale Eigengeschichte bewusst und mit Vorsatz für seine Gegenwart konstruiert, wobei der Bruch mit den herkömmlichen Landesgeschichten Österreichs in Kauf genommen wurde, die dem Sinnbedürfnis seiner Auftraggeber offenbar nicht mehr entsprachen. Denn es existierten ja bereits schulmäßige historiographische Werke für das Herzogtum Österreichs, nämlich Ottokar von der Geuls Reimchronik und Jans Enikels Weltchronik und sein Fürstenbuch¹⁴. Diese nutzte Leopold auch für seine *Chronik von den 95 Herrschaften*. Aber sie genügten den Ansprüchen der Gegenwart offenbar nicht mehr. Die Konstruktion von Eigengeschichte ist also weniger eine einmalige Tat, sondern ein permanenter Prozess der ständigen Umschreibung, Neuschreibung und Vernichtung. Dies schlägt sich sowohl in den Handschriften als auch in der Rezeption nieder.

Um den Intentionen auf die Spur zu kommen, die bei der Entstehung der *Chronik von den 95 Herrschaften* Pate gestanden haben, muss man also die historische Situation der Herrschaft Österreich beschreiben. Dies führt zu dem aufschlussreichen Phänomen, dass man die in Leopolds Chronik aufgeführten historischen Ereignisse in einer Außenperspektive noch einmal erzählt. Weil Leopold die in seiner Chronik versammelten Daten, Fakten und Fiktionen in einem sehr knappen, für die Gattung der spätmittelalterlichen Weltchronik

¹³ Vgl. BERING 2002, 140 f.

¹⁴ Jansen Enikels Werke. Weltchronik – Fürstenbuch. Hg. von Philipp Strauch (= MGH Deutsche Chroniken 3). Unv. Nachdr. der 1891–1900 erschienenen Ausg. München 1980.

Einleitung

typischen Stil aneinanderreicht, erzwingt er geradezu eine erläuternde Auslegung, vordergründig ohne sich selbst zu positionieren. Insofern ist eine Geschichte der historischen Umstände auch eine Leseanleitung für den weniger spezialisierten Rezipienten, dem sich auf diese Weise die Flut von Namen und Ereignissen entschlüsselt. Deshalb wird an den entsprechenden Stellen auf die Edition verwiesen [im den Fußnoten zitiert als „Ed. Seemüller“, im Fließtext nach Paragraphen und Seiten, s. u.]. Das Ergebnis sollte eine „sinngewandte“ Interpretation dieses schwierigen Textes ermöglichen, die seine Intention aus seiner historischen Bedingtheit heraus verständlich macht.

Ein sekundäres Anliegen dieser Arbeit ist die Zusammenführung historischer und literaturwissenschaftlicher Untersuchungsansätze. Für diese Arbeit grundsätzliche Überlegungen hierzu stellte Hayden White in seinem Buch „Metahistory“ von 1973 an.¹⁵ Darin stellte er die poetischen Elemente und künstlerischen Dimensionen der Geschichtsschreibung anhand maßgeblicher Werke des 19. Jh. heraus, deren Beitrag zu einem gesicherten Wissen über die Realität sich letztlich nicht von der Philosophie oder Literatur unterscheidet. Nur mit rhetorischen Strategien und sprachlichen Mustern könne der historiographischen Erzählung eine sinnvolle Struktur verliehen werden. Modelle historischer Wirklichkeitsbeschreibungen seien daher Mythen, die prinzipiell mehr mit der Literatur gemeinsam hätten, als mit den „exakten“ Wissenschaften.

Für den Zusammenhang dieser Arbeit ist Whites Ansatz besonders hinsichtlich seiner Gattungsbegriffe historiographischer Formen bedenkenswert. Das „primitivste Element“ historischer Begriffsbildung sei die Chronik als „Auswahl und Anordnung von Daten aus unbearbeiteten historischen Aufzeichnungen in der Absicht, sie einer bestimmten Leserschaft nahezubringen“¹⁶. Die Chronik organisiert das historische Rohmaterial also vermittels Selektion und Kombination in eine chronologische Ordnung, eine Reihe, die eine Linie von einem fiktiven Anfang bis in die jeweilige Gegenwart des historischen Objekts zieht. Schon diese lineare Zurichtung ist eine fiktionale Operation, da sie neben Auswahl und Zusammenstellung auch einen Zusammenhang postuliert, der den aufeinander folgenden Ereignissen in ihrer Linearität zugrunde liege. Die Gegenwart begründet die Chronik in ihrer Herleitung aus der Ereignisfolge von einem letztlich fiktiv gesetzten Ursprung an, der für eine bestimmte historische Qualität steht. Die Chronik konstruiert auf diese Weise eine Ereignisfolge mit Anfang, Mitte und Schluss, die erst einen diachronen Prozess als historischen Abschnitt denkbar macht. Dies beschreibt auch die Eigenart mittelalterlicher

¹⁵ Vgl. WHITE 1991a; WHITE 1991b.

¹⁶ Vgl. WHITE 1991a, 19.

Einleitung

Chronistik ausgesprochen treffend, deren schlichte Ereignisfolge das Sinnbedürfnis des modernen Lesers brüskiert.

Aus der Chronik geht nach White durch einen künstlerischen Akt die Fabel hervor, indem der Chronik der Motivzusammenhang des „Schauspiels“ verliehen wird. Vermittels narrativer Strukturierung (Handlung), formaler Argumentation (Syllogismen) und ideologischer Implikation (Geschichtsauffassung) werde die Chronik transformiert, der Ereigniskomplex durch Sinn- und Symbolstrukturen zur vollständigen Geschichte gemacht, diese aber dadurch eben auch archetypischen literarischen Erzählformen unterworfen.¹⁷ Die Herleitung der Gegenwart aus der Vergangenheit funktioniert durch narrative Vererbung und Fortschreibung der Charakteristika des Anfangs, in dem sich bereits die Gesetze von Geschichte und Gegenwart abbilden.

Geschichtsschreibung ist daher vor allem der Versuch, die in den Chroniken in ihrer zeitlichen Abfolge aufbewahrten Ereignisse und Fakten durch die Maßgaben eines mythisch-literarischen Beschreibungsmodells in eine fiktionale Erzählung einzuordnen. Da die Chronik als ungedeutete Ansammlung von Fakten und Ereignissen keinen anderen „Sinn“ enthalte, als dass sie das historische Material organisiere, die ungeordneten Fakten vermittelt Selektion und Kombination begrenze und auf ein historisches Subjekt hin fokussiere, muss ihr dieser durch literarische Verfahren explizit verliehen werden.¹⁸ In der Chronik selbst ist nur insofern Geschichte enthalten, als es die Existenz des fokussierten historischen Subjekts in seinem linearen Gewordensein postuliert.

Geschichtsschreibung ist also wie die Literatur auf sinngebende Verfahren bei der Deutung der ihr vorliegenden, niemals unmittelbar zugänglichen Quellen und Überreste zur Konstruktion von Geschichte angewiesen. Geschichte ist Mythologie, bzw. das funktionsidentische, epistemologische Substitut. Wie der Mythos konstruiert die Geschichte symbolische Strukturen, die das Fremde der Vergangenheit in dem Rezipienten nachvollziehbare, sinnstiftende Modelle einordne und verständlich mache und auf seine Gegenwart hinführe.¹⁹

Dass solche Eigengeschichten überhaupt geglaubt und als vom Mythos unterscheidbare Geschichte wahrgenommen werden, liegt in erster Linie an der Erfüllung von Sinnerwartungen der Rezipienten, die im Falle der Geschichtsschreibung auch durch Institutionen, wie Staaten, Universitäten, Parteien, religiösen Gemeinschaften, aber auch durch „literarische“ Gattungen mit ihren

¹⁷ Vgl. WHITE 1991a, 20 ff.

¹⁸ Vgl. WHITE, 1991b, 102 ff.

¹⁹ Vgl. WHITE 1991b, 110 ff.; zusammenfassend auch BABEROWSKI 2005, 204 ff.

Einleitung

rhetorischen Anforderungen sicher gestellt werden.²⁰ Geschichtsschreibung besitzt also neben der rhetorischen immer eine institutionelle Komponente, eine Funktionalität in Bezug auf einen institutionellen Kontext. Wäre dem nicht so, gäbe es nur eine einzige, „totale“ Geschichte, die überall Geltung beanspruchen dürfte, wie es z. B. in archaischen Gemeinschaften der Fall ist. In diesen ist die Gemeinschaft selbst die totale Institution, deren Geschichte sich ihrer Bindung an die Transzendenz durch unverbrüchliche, „religiöse“ Tabus versichert.

Tatsächlich streben auch totalitäre Institutionen nach einer uniformen, totalen, beinahe „religiösen“ Zurichtung der Geschichte auf ihr Subjekt. Von „Geschichten“ sprechen zu können ist also ein Ausdruck institutioneller Pluralität und Anzeichen eines gewissen Grades an Freiheit, aber auch institutioneller Instabilität und Konkurrenz, die im Normalfalle selbst wieder institutionalisiert und damit reguliert und begrenzt wird. Um ein Maß (historischer) Letztbegründungen, institutioneller Axiome und Setzungen, sowie den Geltungsglauben der ihnen Unterworfenen kommt aber keine soziale Formation um den Preis ihres Bestehens herum.

Ferner gehorchen Geschichten immer rhetorischen Konventionen, die einem zeittypischen literarischen Bewusstsein oder auch Diskursen angehören. Die Aufgabe des „Metahistorikers“ ist es folglich, die Geschichtsschreibung auf ihre literarischen Konstruktionsprinzipien hin zu befragen. Nur darin könne letztlich nach White eine „Geschichtswissenschaft“ bestehen und wäre damit kaum von der Literaturwissenschaft zu trennen:

Wenn wir erkennen würden, dass es ein fiktives Element in jeder historischen Erzählung gibt, würden wir in der Theorie der Sprache und der Erzählung die Grundlage für eine genauere Darstellung dessen, worin Historiographie besteht, finden...²¹

Whites Einlassungen wurden in der Folge gerade von Historikern oft als grenzenloser Relativismus missverstanden, der letztlich auch dem schlimmsten Missbrauch von Geschichte und der Irrationalität das Wort rede. White bestritt allerdings nirgends, dass der (moderne, wissenschaftliche) Historiker, anders als der Literat, einem „Vetorecht der Quellen“ unterliege, das seine Fiktion insofern beschränkt, als es ausschließt, was nicht gesagt werden dürfe und insofern zwar in ihrer Modellbildung für die Ordnung historischer Ereignisse Fiktion, jedoch eine mit Methode und insofern überprüfbar sei. Eben durch diese Methodik ist sie mit den übrigen Wissenschaften verbunden, die ebenso wie die Geschichtswissenschaft letztlich niemals einen unvermittelten Zugang

²⁰ Vgl. dazu für die mittelalterliche Rhetorik in der Geschichtsschreibung: MOOS 1988; MELVILLE 1988.

²¹ WHITE 1991b, 122.

Einleitung

zu ihren Gegenständen besitzen, sondern diese Vermittlung methodisch, d. h. in einem überprüfbareren Modus vornehmen. Whites Ansatz liefert aber den Konnex zwischen literaturwissenschaftlichen und geschichtswissenschaftlichen Herangehensweisen, die beide die sinnstiftende Fiktionen und Symbolstrukturen zum Untersuchungsgegenstand haben. An dieser Stelle setzte auch Andreas Kablitz an, der auf die „strukturelle Korrespondenz zwischen den Eigenheiten des Erzählens und den Eigenheiten der Geschichte“ hinwies.²²

Für einen historiographischen Text, dessen fiktionaler Charakter auf der Hand liegt, bietet sich die *Metahistory* besonders an. Zudem hat Whites Unterscheidung von „Chroniken“ als ungedeuteten, lediglich chronologisch geordneten Fakten und Ereignissen einerseits und „Geschichtsschreibung“ als dieses Rohmaterial vermittels von Fiktionen und Sinnstiftungen verarbeitenden Techniken andererseits den Charme, mit dem Begriff zu korrespondieren, der für Texte wie den Leopolds im allgemeinen verwendet wird.

Die mittelalterliche Historiographie selbst war sich ganz offensichtlich des Problems der Fiktionalität von Geschichte bewusst, weshalb sie sich weitgehend damit begnügte, nackte Fakten und Ereignisse kompilatorisch in ihre chronologische Ordnung zu bringen, von deren Verbürgtheit man ausging. Für den modernen Rezipienten sind die fiktionalen Elemente selbst einer so auf Fakten konzentrierten Historiographie deutlich sichtbar, beispielsweise wenn die biblische Schöpfungsgeschichte als historischer Ursprung der Welt geschildert wird. Tatsächlich zeigt gerade dieses Beispiel, wie ununterscheidbar bisweilen Mythos und Geschichte sind, deren Qualifikation letztlich von ihrem institutionellen Rahmen abhängt. Denn die mittelalterliche Gelehrsamkeit beanspruchte für bestimmte Quellen einen absoluten Authentizitätsanspruch, allen voran für den biblischen Kanon, der als Wort Gottes einen unfehlbaren Wahrheitsgehalt besaß. Das Richtige, Verbürgte zu überliefern hieß in erster Linie, biblisches, insbesondere geschichtliches Wissen wiederzugeben. Es ist klar, dass besonders eine Bettelmönchschronik, wie die *Chronik von den 95 Herrschaften* über weite Strecken eine ist, diesem Anspruch zutiefst verpflichtet war.

Dennoch haben mittelalterliche Chroniken einen „Sinn“, der sich dem modernen Leser jedoch nicht sofort erschließt. Er verbirgt sich, ganz nach Whites Definition, im Verfahren von Selektion und Kombination historischer „Fakten“, in dem eine Ereigniskette von der Schöpfung der Welt an auf ein historisches Subjekt bzw. eine Institution (Herrschaft, Stadt, Kloster etc.) als „Eigengeschichte“ hingeführt wird. Entsprechend reizlos ist ihre Lektüre für den moder-

²² Vgl. KABLITZ 2006.

Einleitung

nen Leser. Dennoch war diese Art von Geschichtsschreibung im späten Mittelalter dominant. Der Grund war ein feststehendes Modell historischer Pole, das den „absoluten Anfang“ in der Schöpfung und das „absolute Ende“ im Jüngsten Gericht immer implizit voraussetzt. Von ihnen her lässt sich der historische Platz eines jeden historischen Subjekts bestimmen. Erst vor dem Hintergrund dieser „absoluten Geschichte“ sind die chronikalen Texte des Mittelalters und die Rolle des Kompilators verständlich, der den Sinn der Geschichte nicht selbst herzustellen hatte, da er in der Heilsgeschichte bereits gegeben war.²³

Mittelalterliche Historiker, die literarisch über die Gattung der Chronik hinausgingen und heute als die interessanteren Vertreter ihrer Zunft erscheinen, waren dagegen die absolute Ausnahme. Anders als die Geschichtskompendien wurden ihre Werke eher spärlich überliefert, was darauf schließen lässt, dass sie bei ihren Zeitgenossen auch nicht eben hohes Ansehen genossen.

Leopolds Chronik ist nun der bemerkenswerte Fall einer klassischen Chronik, die eine Fiktion auf der Faktenebene ansiedelt. Sie steht an der Schwelle zwischen Chronik und dem, was Hayden White als Fabel bezeichnet, was um so mehr fasziniert, als sich der Transformationsprozess vom einen zum anderen in den Handschriften verfolgen lässt. War die früheste erschließbare Fassung noch eine ohne Fabelfürsten, also eine klassische Chronik im Sinne Whites, markiert ihre Einfügung die Setzung eines fiktiven „absoluten Anfangs“ der Herrschaft Österreich mit dem Fabelfürsten Abraham von Temonaria [§ 42,26]. Dieser fiktive Anfang tritt aus dem Geschichtsbild der mittelalterlichen Historiographie heraus und setzt sich selbstbewusst vor die erst wesentlich später in die „Erzählung“ eintretenden Kaiser und Päpste, deren „Sinn“ nur mehr in der Profilierung der Fiktion durch Synchronisation mit den etablierten Eigengeschichten von Papst- und Kaisertum liegt. Daher kann Leopold eine Chronik trotz des fabelhaften Charakters seines Werkes simulieren. Wie unten noch weiter ausgeführt, handelt es sich dabei um eine raffinierte „Proliferationsstrategie“, da er auf diese Weise den unerhörten Inhalt glaubhaft machen, den sprachlichen Konventionen der dominanten historiographischen Gattung seiner Zeit entsprechen und gleichzeitig die Sinnerwartungen seiner intendierten Rezipienten, nämlich dem Wiener Hof der albertinischen Herzöge, erfüllen konnte.

Ein berühmter Leser und heftiger Kritiker der Chronik, Eneas Silvio Piccolomini, demaskierte diese nach Plausibilitäten heischende Machart bereits im 15. Jh.:

²³ Vgl. BERNHART 1994, 155 ff.

Einleitung

*Cum res legeris nulla ratione coherentes, dices hominem nihil habuisse pensi, qui adeo manifesta mendacia fidem inventura putaverit. Cum rursus ex historiis receptis imperatorum ac pontificum pleraque decerpta et operi suo inserta compereris, rusticanam quandam hominis calliditatem deprehendes, qui veris nonnullis ante oculos iniectis legentium tenere animos arbitratus est, ne de soliditate reliquarum rerum inquirerent.*²⁴

Diese bissige und zutreffende Einlassung trifft die „Proliferation“ fiktionaler Inhalte im Rahmen konventioneller Geschichte im Kern. Aber sie erklärt weder ihre Beliebtheit, noch das Sinnbedürfnis, das ihre Anfertigung motivierte. Was nützt ein so offensichtliches historiographisches Gaukelspiel, wenn es schon die Zeitgenossen demaskierten?

Betrachtet man diese Frage aber kulturalanthropologisch, kann man beobachten, dass die Konstruktion von fiktionaler Eigengeschichte, und sei sie noch so erzwungen, zu jeder stabilisierten sozialen Ordnung gehört, von der Paarbeziehung angefangen²⁵ bis zu Staaten und Staatsverbänden²⁶. Mit „mythisierender Selbsthistorisierung“ soll die Stabilität und Dauer einer sozialen Beziehung belegt und allen Diskontinuitäten, Brüchen, Veränderungen und Wandlungen zum trotz behauptet werden. Nur weil Eigengeschichte die Stabilität einer sozialen Ordnung über die Wechselfälle der Zeit hin behauptet, erhält diese eine dauerhafte institutionelle Identität als „Ehe“, „Universität“, „Staat“ usw. In dieser Funktion richtet sie sich in erster Linie „nach innen“, wo es in diesem Sinne „keine Zweifel“ gibt. Daher muss man Geschichtskonstruktionen wie die hier untersuchte aus ihrer institutionellen Funktion heraus zu deuten versuchen. Österreich löste sich seit Ende des 12. Jh. allmählich aus dem Reich und entwickelte sich unter den Habsburgern nach Verlust der Reichskrone verstärkt zu einem eigenständigen Staat, dem Leopold mit seiner Chronik einen unabhängigen Ursprung verschafft, der weit vor denen des Kaiser- und Papsttums platziert wird.

Eigengeschichte besitzt neben der selbstdefinitiven auch immer komplementär dazu eine abgrenzende Funktion vom jeweils „anderen“. Die in Leopolds Chronik nebeneinander gestellten Geschichtsstränge Österreichs, der

²⁴ „Wenn man die gänzlich zusammenhanglosen Geschichten liest, muss man sagen, dass der Mensch schlecht beraten war, wenn er meinte, dass er mit so offenbaren Lügen Glauben finden würde. Wenn man wiederum viele Bruchstücke aus zuverlässigen Kaiser- und Papstgeschichten findet, die seiner Schrift eingefügt sind, erkennt man die ungebildete Gewandtheit des Menschen, der die Sinne der Leser zu fesseln meint, indem er ihnen einiges Wahre vor Augen führt, damit sie nicht nach der Zuverlässigkeit der übrigen Dinge fragen“ Piccolomini: *Historia*, 30,31.

²⁵ Vgl. LENZ/MAIER 2004.

²⁶ Vgl. PATZELT 2004; VORLÄNDER 2004.

Einleitung

Kirche und des Reichs sind also nicht nur reine Parallelisierungen im Interesse der Plausibilität, sondern auch Postulate einer Differenz, die Österreichs Gleichrangigkeits-, ja eines Überlegenheitsanspruch belegen sollen.²⁷ Die Konstruktion von Eigengeschichte ist also ein Mechanismus institutioneller Selbstkonstitution, den es auch unter funktionstheoretischen Aspekten zu betrachten gilt.

Vor allem die mediävistischen Arbeiten Gert Melvilles sind hier zu nennen, deren Schwerpunkte wichtige Aspekte mittelalterlicher Chronistik erhellen. Daneben stehen die literaturwissenschaftlichen Forschungen Beate Kellners zur Genealogie im späten Mittelalter und Früher Neuzeit, in deren Forschungsprojekt zur spätmittelalterlichen Habsburgergenealogie der Verfasser dieser Arbeit mitwirkte. Da Genealogie als institutionelles Ordnungsmuster im Zentrum der Projektarbeiten stand, die in der Chronik bemerkenswerter Weise nur in übertragenem Sinne eine Rolle spielt, kamen die dort entwickelten Ansätze für diese Arbeit aber nur modifiziert in Frage. Denn im Gegensatz zur genealogischen Konstitution von Herrschaft, die in der mittelalterlichen Historiographie dominiert, handelt es sich bei der *Chronik von den 95 Herrschaften* um die Konstitution von Herrschaft aus der reinen Amtssukzession heraus. Das ist für ein weltliches Fürstentum eine kaum zu überschätzende Besonderheit, die auch verständlich macht, weshalb Kaiser- und Papsttum neben ihrer universalgeschichtlichen Funktion als Parallelen zur Fürstenreihe des Herzogtums Österreich herangezogen wurden. Denn diese Institutionen waren die Vorbilder für ein institutionelles Selbstverständnis der Herrschaft Österreich, das eben nicht in der Blutlinie der Dynastie, sondern in der Amtsfolge lag.

Daneben kann der Text aber auch über den vermuteten Verfasser und sein Umfeld betrachtet werden, wobei vor allem die ältere Forschung referiert wird, die sich hauptsächlich mit der Verfasserfrage beschäftigte. Dieser wird in der vorliegenden Arbeit als Leopold angesprochen. Wie noch ausgeführt wird, ist der Name aus mehreren Gründen problematisch: Zum einen nennt keine Handschrift den Verfasser. Erst Konrad Joseph Heilig stellte durch auffällige Parallelen mit Schriften des bekannten Theologen der frühen Wiener Universität Heinrich von Langenstein (auch: von Hessen) und einigen Übersetzungen einen gewissen Leopold fest, der Lesemeister bei den Wiener Augustinereremiten war und offenbar zu Langensteins engem Mitarbeiterkreis gehörte. In der Matrikel der Artistenfakultät fand sich zudem ein Leopold mit dem Beinamen „Stainreuter“, auf den die rekonstruierbaren biographischen Details zu passen

²⁷ Vgl. GEHRKE 2004, 21 f. Er spricht anstatt von Eigengeschichte von „intentionaler Geschichte“.

schiene.²⁸ Diese Identifikation des Lesemeisters Leopold mit jenem Leopold Stainreuter der Matrikel blieb in der Forschung aber umstritten, so dass heute im Allgemeinen „Leopold von Wien“ als vermutlicher Verfasser der Chronik angesprochen wird.²⁹

Die enge kompilatorische Verflechtung der Chronik mit anderen Texten wenigstens grob zu klären und weiterführende Implikationen daraus abzuleiten, soll in den ersten beiden Kapiteln stattfinden. Daneben wird auch die „Verfasstheit“ des Textes selbst betrachtet und als kodikologisches Resultat der zu beschreibenden Institutionalisierungsmechanismen begriffen, die sich im Text, d. h. in seinen zahlreichen, teilweise stark voneinander abweichenden Fassungen niederschlug. Obwohl in den nun über 100 Jahren seit Seemüllers Edition einige neue Handschriften aufgetaucht sind, hat sich an der grundsätzlichen Überlieferungslage, wie sie Seemüller in seinem Stemma beschreibt³⁰, wenig geändert. Um sich aber nicht im schwer überschaubaren Dickicht der Handschriften zu verirren, wird auf eine philologische Bearbeitung, für die mir auch die Kompetenz fehlt, weitgehend verzichtet. Freilich ist ein solches Vorgehen nur durch Seemüllers gewaltige Vorleistung überhaupt möglich, weshalb man vor seiner Edition nicht genug Respekt haben kann. Bis dahin bedeutet „Chronik“ bzw. ihr „Text“, was Seemüller als Edition vorgelegt hat und in den Kapiteln I. und III. beschrieben ist.

Abschließend soll noch ein Ausblick auf die reiche Rezeption geworfen werden, die sich schon in den zahlreichen Handschriften niederschlägt. Daneben fand Leopolds Chronik, jedenfalls seine Fabelfürstenreihe, Eingang in einige wichtige Geschichtswerke des süddeutschen und österreichischen Raums im 15. Jahrhundert und erfuhr unter Kaiser Friedrich III. eine monumentale bauliche Verwirklichung in der Wiener Neustädter Burg. Der Humanismus folgte hingegen dem scharfen Urteil Enea Silvios, so dass die gelehrte Rezeption Ende des 15. Jh. erlosch. Die Auseinandersetzung Piccolominis und Ladislaus Sunthayms mit Leopolds Chronik ist allerdings eine Betrachtung wert, zeigt sie doch exemplarisch den Paradigmenwechsel der Wissenskulturen von Scholastik und Humanismus. Dennoch finden sich auch im 16. Jh. noch Handschriften, die ein fortwährendes lokales Interesse belegen.

Um terminologische Schwierigkeiten zu vermeiden, sollen noch folgende Begriffe geklärt werden: Wenn von der „Chronik“ bzw. dem „Text“ die Rede ist, meint dies den von Joseph Seemüller in seiner Edition im Wesentlichen aus den bei ihm mit den Siglen 1 und 2 versehenen Handschriften konstruierten Arche-

²⁸ Vgl. HEILIG 1910.

²⁹ Vgl. VL² 6, Sp. 675–677.

³⁰ Ed. Seemüller, CCCVII.

Einleitung

typus.³¹ Dieser Text ist eine philologische Fiktion, die in keiner Handschrift vorliegt, aber der Handschrift 2 sehr nahe kommt (die Seemüller auch als Leithandschrift nutzte). Die Differenzen zwischen Handschrift 1 und 2, bzw. den aus ihnen von Seemüller konstruierten Überlieferungssträngen A und B wird noch einige Aufmerksamkeit zu schenken sein. Dass hier vorerst mit dem Archetypus als „Chronik“ und „Text“ operiert werden soll, hat rein pragmatische Gründe, denn er entlastet von der Aufgabe, den handschriftlichen Befund im Detail beschreiben und deuten zu müssen, eine Aufgabe, die schon den gleichermaßen gewissenhaften wie unermüdlichen Herausgeber schier zur Verzweiflung trieb.³² Zudem hat Seemüller seinen Text in kapitelartige Paragraphen unterteilt, die eine schnelle Auffindung der zitierten Passagen gestatten. Deshalb zitiere ich diese im Fließtext zusammen mit der Seitenangabe (z. B.: § 2–5, 1 ff.).

³¹ Vgl. dazu den ausführlichen editorischen Teil von Seemüllers Ausgabe, im Folgenden zitiert mit den von ihm verwendeten römischen Seitenzahlen.

³² „Während der jahre, durch die sich die arbeit an der vorliegenden ausgabe hinzieht, gab es zeiten, in denen die freude daran mir völlig in die brüche gehen wollte. Als die zahl der kollationen ohne aussicht auf ende ins zweite, dritte dutzend hinein stieg, immer und immer wieder dieselbe wunderliche reihe der ‚heidnischen, jüdischen und ersten christlichen‘ fabelfürsten Judeisapta – Österreichs sich abrollte, der lebensvolle inhalt der Reimchronik Ottokars immer wieder in denselben auszug zusammenpresste, der, trotz geschick im einzelnen, vom behagen, von der anschaulichkeit, dem mutterwitz des originals wenig übrig liess, da drohte eine zeitlang meine aufgabe in eine τεχνη fragwürdigen wertes sich umzusetzen. Denn das missverhältnis zwischen der reichen überlieferung und dem inneren wert der chronik schien zu gross ...“ Ed. Seemüller: Vorwort.

